

Absturz mit dem Freiballon

Autor(en): **Eicke, Doris**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 20

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Absturz mit dem Freiballon

Seit längerer Zeit besass ich das Versprechen meines Mannes, mich auf seiner 50. Freiballonfahrt mitzunehmen. Ungeduldig wartete ich von Woche zu Woche auf die neue Startanfrage. Eines Tages war es so weit: die Stadt Verden plante einen Ballonaufstieg mit Automobilverfolgung. Zu meinem Erstaunen nahm mein Mann die Anfrage kühl auf. Aus einem Telefongespräch mit dem Verdener Gaswerkdirektor erfuhr ich, dass er der Tragkraft des dortigen Gasgemisches auf Grund früherer Erfahrungen misstraute, ausserdem sei der unmittelbar an der Aller gelegene Startplatz ungeeignet. Ein einziger Funke in der Rauchfahne eines Schiffes könne dem Ballon während des Füllens zum Verhängnis werden. Aber der Direktor schwor Stein und Bein, das Gas habe sich seit damals erheblich verbessert, und Dampfverkehr gäbe es am Sonntag auf der Aller überhaupt nicht. Zögernd gab mein Mann nach, beschloss aber vorsichtshalber, es bei zwei Passagieren bewenden zu lassen. Der Präsident des Verdener Autoclubs, Kaiser, sollte der zweite sein.

Während mein Mann an dem in Aussicht genommenen Sonntag in aller Herrgottsfrühe mit dem Startmeister fortfuhr, folgte ich ihm erst gegen acht Uhr. Das Wetter war mässig, der Himmel zwar stellenweise blau, dazwischen aber trieben sich in relativ niedriger Höhe grosse, weisse Wolkenbänke herum, in denen man sich bei der Autoverfolgung herrlich der Erdsicht entziehen konnte.

Wir fuhren schon eine Weile durch Verden, ohne dass eine Spur des Ballons zu entdecken war. Plötzlich standen wir unmittelbar vor ihm, die hohen Bäume, die den Startplatz umstanden, hatten ihn bisher verdeckt. Die mächtige goldgelbe Kugel schien mir schon ziemlich prall, aber noch immer waren die Pumpen in Tätigkeit. Ringsum standen die Haltemannschaften, die den sich im Morgenwind schaukelnden Giganten daran hinderten, ohne Besatzung in sein Element zu entweichen.

Endlich war die Füllung beendet, die Gasleitung wurde abmontiert und der schwere Ballonkorb angehängt. Auf seinem Boden lag eine vierfach zusammengelegte riesige Plache, die zu Verpackungszwecken diente, an der Innenseite hingen

die verschiedenen Messapparate, ein Käfig mit Brieftauben und ein Beutel mit Papierschnitzeln, während eine stattliche Anzahl von Sandsäcken aussenbords herumbaumelte. Die Sonne hatte den Ballon inzwischen kräftig beschienen, das Gas dehnte sich aus, und der Füllansatz musste zur Vermeidung von Ueberdruck geöffnet werden.

Mein Mann stellte mir Herrn Kaiser vor, der den vorsorglich weggelassenen dritten Passagier durch sein Gewicht leider fast ausglich. Der hochrandige Ballonkorb setzte unseren Versuchen, in sein Inneres zu gelangen, einige Schwierigkeiten entgegen, und wahrscheinlich sahen wir dabei ziemlich erheiternd aus, denn ein brausendes Gelächter aus der dichten Zuschauermenge begleitete unsere Bemühungen. Nun begann das sogenannte Abwiegen, wobei nach und nach eine Anzahl Sandsäcke abgehängt und durch Lockern der Haltetaue die Steigkraft des Ballons geprüft wird. So erwartungsvoll wir aber diese Manöver mit unseren Blicken begleiteten, wir kamen nicht vom Boden los. Beflissene Hände griffen nach weiteren Säcken, und endlich, als nur noch sechs armselige Beutel Ballast am Rande hingen, bequemte sich der Ballon, das Gewicht des Korbes zu heben. Ich sah meinem Mann an, wie ärgerlich er war: das Gas trug, wie er gefürchtet hatte, miserabel.

«Mit nur sechs Sandsäcken zu starten ist gegen die Vorschrift, einer der Passagiere wird wohl oder übel verzichten müssen!» Ich fühlte mich von dieser Aufforderung durchaus nicht betroffen, denn erstens besass ich sein Versprechen und zweitens wog Kaiser viel mehr als ich. So schaute ich interessiert in die Höhe, wo die Stadtflagge von Bremen gerade über dem stolzen Namen «Hanseat» flatterte und tat, als hätte ich nichts gehört.

In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes: Von Weidenbüschen bisher verdeckt, fuhr auf einmal ein Dampferchen um die Biegung der Aller herum, kam hurtig näher und schickte eine pechschwarze, mit fröhlichen Funken durchsetzte Rauchfahne ausgerechnet auf unsere Ballonhülle zu. Da der Füllansatz offen war, konnte nur ein blitzschneller Entschluss eine Katastrophe vermeiden.

«Taue loslassen! Start!» donnerte mein Mann, und alsbald schwebte der «Hanseat» majestätisch empor und trieb boshaft der Kirchturmspitze zu. Von unten ertönte ein brausender Abschiedsruf, dazwischen ratterten die Anlasser der die Verfolgung aufnehmenden Motorfahrzeuge. Mit der ganzen Sorglosigkeit unseres blutigen Laientums winkten Kaiser und ich herunter, während mein Mann, immerfort leise vor sich hinfluchend, nur unter Preisgabe von zwei weiteren Sandsäcken den Zusammenprall mit dem Kirchturm vermied. Durch die Sonneneinwirkung erreichten wir dann gleichwohl eine ziemliche Höhe und sahen das platte Land in grossartiger Rundschau unter uns ausgebreitet. Die Schallwellen drangen sehr deutlich zu uns herauf, wir hörten die sonntäglichen Glocken läuten und konnten uns am Anfang mit den Kirchgängern durch fröhliche Zurufe verständigen. Bald aber stiessen wir durch die mir von manchen Motorflügen bekannten Wolkenbänke und fanden uns im nächsten Augenblick in der schönsten, brodelnden Waschküche. Der Höhenmesser zeigte 1900 Meter, und es machte Spass, sich vorzustellen, mit welcher langen Gesichtern die Automobilisten jetzt wohl in die Höhe starrten.

Nach etwa anderthalbstündiger genussreicher Fahrt, verkürzt durch das Loslassen der Brieftauben, näherten wir uns plötzlich einer bedrohlich schwarzen Wolkenwand, ja es schien auf einmal geradezu, als stürzten wir in sie hinein. Ein gewaltiger Blitz malte sein grelles Zickzack an den Himmel, gefolgt von einem furchtbaren Donnerschlag. Das Schauspiel war so grossartig, dass ich es trotz leiser Beunruhigung genoss. Dabei entging mir beinahe, dass mein Mann eine Handvoll Papierschnitzel nach der andern in die Luft streute und ihren Weg aufmerksam verfolgte.

«Wir sinken!» sagte er so ruhig, dass uns die Gefahr gar nicht bewusst wurde. Tatsächlich hatte uns im Zentrum des Gewittersturms eine vertikale Luftböe erfasst und drückte uns unerbittlich herab. Ich schaute auf den Höhenmesser: 900 — 800 Meter. «Ich werfe den letzten Ballast ab!» Der leichte Auftrieb, der nun folgte, hielt nur wenige Minuten an, die Gewichtsverminderung war zu schwach, um uns dem Bereich der Luftböe zu entreissen. Wir sanken weiter — jetzt hat-

ten wir die Wolken durchstossen, und mit beklemmender Beharrlichkeit stürzte uns die Erde entgegen.

«Hochwald unter uns! Plache abwerfen!» rief mein Mann, und voll plötzlicher Angst zertraten wir zusammen das unhandliche Ungetüm unter unseren Füessen hervor und über Bord. Der Gewichtsunterschied war so gross, dass das Tempo des Falles augenblicklich gemässigt wurde, dennoch sanken wir, wenn auch langsamer, unaufhaltsam weiter. Mein Mann hatte im Hochwald eine kleine Lichtung erspäht und verwandte nun seine ganze Kunst, sie noch zu erreichen, damit wir nicht in den Baumgipfeln hängen blieben. In rasender Eile warfen wir alles nur irgend Entbehrliche ab, schliesslich sogar die Instrumente, und schlugen dann tatsächlich mit einem wilden Anprall in der betreffenden Lichtung auf. Bevor ich niederstürzte, sah ich meinen Mann noch über mir an der Reissleine hängen. Tausend Sterne drehten sich vor meinen Augen, ich hörte das Gas rauschend aus der Hülle entweichen, der Ballonkorb wurde etwa zehn Meter weit geschleift, bis der gelbe Ball wie ein riesiger Vogel in sich zusammensank, genau am Rand eines acht Meter tiefen Moortümpels!

Nachdem ich meine fünf Sinne wieder gesammelt hatte, sprang ich aus dem Korb und rannte quer durch den Wald, um Hilfe zu holen, da beide Männer nicht imstande waren, sich von der Stelle zu rühren. Nach einer Weile stiess ich auf einen verfolgenden Autofahrer und schickte ihn ins nächste Dorf zum Arzt.

Trotz erheblicher Verletzungen liessen es sich die beiden Männer nicht nehmen, sich verbunden und geschient, an den Platz bringen zu lassen, wo durch Abkochen einer Erbsensuppe ein fröhlicher Abschluss geplant worden war. Dieser anerkennungswerte Sportgeist rettete die Stimmung des ganzen Unternehmens. Anschliessend begleitete ich sie nach Bremen ins Spital, das sie erst nach mehreren Wochen wieder verliessen. Ich selbst hatte nur eine leichte Gehirnerschütterung davongetragen, und als ich meinen Mann im Spital besuchte, stellte ich meine helvetische Unverwüstlichkeit dadurch unter Beweis, dass ich mich kategorisch zur nächsten Ballonfahrt anmeldete.

Doris Eicke